Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1932

300 (24.12.1932) Die Mußestunde

Visual Library

Die Stimme sagte mühsam: „Ja, ich bin hier — —“
Darf ich sagen, daß ich heut an Sie denke? Mich freue über Ihren Doktor?“
„Das ist überflüssig. Wozu tun Sie das?“
Jetzt sah er deutlich ihr glühendes Gesicht vor sich, die schön gewölbten Brauen, die sich schmerzlich in die Höhe zogen. — „Ich bitte Sie, Bettine —“
„Nein, nein —, was wollen Sie mit diesem Anruf? Ich wünsche nicht — —“
„Kann ich Sie wiedersehen? Heut abend noch? Trotz allem, Bettine — bitte!“
Lange Pause. Dann antwortet es zögernd, kaum noch beherrscht: „Nein, Rossius — ein zweites Mal enttäuscht zu werden, könnte ich nicht ertragen — —“
„Erlauben Sie mir, zu Ihnen zu kommen! Nicht war, ich darf?“
„Nein“ Es war wie ein Schrei.
„Bettine — Hallo! Hallo! — Der Teilnehmer hat abgehängt. — Rossius jagt hinaus: Garage. Auto, Motor angeworfen. Er fährt mit 90 Kilometern — die Straßen des Villenortes sind leer — aus all den Fenstern fliegt ihm Glanz von Lichterbäumen auf den Weg. Aber heut löst das keine ironische Kritik in ihm aus — Er spürt plötzlich Bettines Lippen, den Duft ihres Haares, die ganze Hingabe dieses warmblütigen Menschen. Es ist, als ob ein geheimnisvolles langsames Reifen seines Herzens alle Aengste in ihm ausgelöscht hätte Was jetzt in ihm brennt, ist die Freude, sichselber hinzuschenken, ohne Vorbehalt, ohne Mißtrauen — Liebt er wirklich? Hat er Raum für ein tiefes Gefühl? Er glaubt es in diesem Augenblick —, ist froh in dem Glauben. —
Nun ist er vor ihrem Hause angelangt; er hat nun wirklich keine Zeit, über sein Sonderlingstum nachzugrübeln! — Treppe hinauf. Wie ein Toller zieht er die Klingel. — Bettine öffnet. Sie sieh ihn an. Sie macht keine Bewegung, spricht kein Wort — aber in ihren Augen entzündet sich eine ungläubige, zitternde Seligkeit, die Rossius zu überwältigen droht. —
„Nur keine Sentiments!“ Er fühlt ohnehin eine unendliche, innerste Beschämung. —
Mit einer neuen, fast ehrfürchtigen zarten Bewegung nimmt er Bettine in die Arme: „Bedingung ist, daß kein Wort über diesen teuflischen Weihnachtsbrauch der Verlobung fällt —“, bittet er leise.
Sie stammelt: „Bedingung ist, daß ich dich noch lieb habe —“

Walter Schwager:

Das Weihnachtswetter in Bauernsprüchen

Die Zeit um Weihnachten war immer eine Periode, die der Landmann nach dem Wetter gut beobachtete Aus diesen Beobachtungen sind auch viele Wetterregeln entstanden, die zwar nicht immer richtig sein mögen, die aber doch im Volksmunde geblieben sind und noch weiter fortleben. Schon die Zwölften gaben bei der Landbevölkerung immer den Anstoß zu mancherlei Wetterbeobachtungen. So heißt es in vielen Gegenden, daß diese zwölf Tage das Wetter des ganzen nächsten Jahres bestimmen. Wie das Wetter am ersten Tage der Zwölften ist, so soll es auch im Januar sein, wie es am sechsten Tage ist, im Juni, und das Wetter des letzten der Zwölften soll für das Wetter des nächsten Dezembers entscheidend sein. Der Volksglaube, daß das Wetter um die Jahreswende von Einfluß ist für das Wetter des gesamten nächsten Jahres ist übrigens nicht allein im deutschen Volke anzutreffen, sondern auch bei vielen anderen Völkern, europäischen sowohl wie asiatischen. Auch die Chinesen ziehen aus der Witterung *um die Jahreswende Schlüsse für die Witterung der kommenden Monate. Gerade, weil derartige Regeln überall dort entstanden sind,* wo Landbau betrieben wird, kann man ihnen vielleicht doch eine gewisse, wenn auch nur eingeschränkte Richtigkeit, nicht absprechen. Nur, daß man aus der Witterung um die Jahreswende Schlüsse ziehen könnte für die Witterung des gesamten kommenden Jahres ist natürlich falsch. Dagegen scheint die Beobachtung häufiger zuzutreffen, daß die Witterung um die Zeit der Jahreswende einen Fingerzeig gibt für die Witterung des noch bevorstehenden Winters.
Noch mehr als die Zwölften kommen die alten Bauern- und Wetterregeln wieder, die unmittelbar mit Weihnachten zusammenhängen. So ziemlich nach allen diesen Regeln wünschen sich die Landleute ein Weihnachten mit Schnee und Kälte. Man will nämlich die Beobachtung gemacht haben, daß Kälte und Schnee um Weihnachten eher Frühling bringen, als wenn zu Weihnachten laues Wetter ohne eine Schneedecke wäre. Zum Teil mag in solchen Wetterregeln einfach ein Wunsch zum Ausdruck kommen; denn den Landleuten ist es naturgemäß sehr lieb, wenn die Herbstsaaten um die Weihnachtszeit durch eine Schneedecke geschützt sind, weil so das Weihnachtsgetreide nicht ausfrieren kann. Auch eine gute Ernte soll im nächsten Jahre bevorstehen, wenn es zu Weihnachten kalt ist und wenn Schnee über den Fluren liegt. So sagt man in Mitteldeutschland: „Weihnachten Schnee, Ostern Klee“ An der Küste der Nordsee lautet ein Spruch: „Wenn es zu Weihnachten flockt und stürmt auf allen Wegen so bringts den Feldern reichen Segen.“ In Schleswig-Holstein heißt es: „Hat Weihnachten Fliegen, so hat Ostern Eisschossen“. In den östlichen Teilen Deutschlands sagt man: „Sind die Weihnachten grün, kannst du zu Ostern den Pelz anziehn.“ „Kommt grün die Weihnachtsfeier, bedeckt Schnee und Eis die Ostereier.“ Andere Sprichwörter lauten: „Zu Weihnachten Gras, zu Ostern Schnee oder so was“ und „Ist Weihnachten grün, ohne Schnee und Eis, so werden die Ostern sein ganz weiß.“ Auch die Winzer haben ihre Weihnachtsregeln. So heißt es bei ihnen: „Weihnachten lau, feucht und naß, gibt leeren Speicher und leeres Faß.“ An der Mosel sagt man: „Besser die Weihnachten vor Kälte knistern, als daß sie nur in Lauheit flüstern“ Sprüche, die für ganz Deutschland gelten, sind: „Wenn zu Weihnachten hängt Eis von den Weiden kann man zu Ostern Palmen schneiden.“ „Sind zu Weihnachten die Bäume weiß vor Schnee, so sind sie im Frühjahr bald weiß von Blüten., und weiter: „Ist's zu Weihnachten kalt, kommt der Frühling bald.“

Die Werkstatt des Weihnachtsmannes

Künstler sind sie alle, die rührigen, einfachen, wortkargen Glasbläser droben auf dem Wald, Dichter und Träumer, mit einem Phantasiereichtum und einer Liebe zum Kindlich-Gemütvollen die besseren Lohnes würdig wären Was sie in kunstvoller Arbeit, was Frauen und Kinder anmutig bemalten und zum Versand fertig machten, muß oft die brave Hausmutter von Haus zu Haus loszuwerden versuchen, dieweil man es beim Großhändler nicht abzusetzen vermochte
Mit hochbepackten Körben fahren die Frauen morgens ins „Unterland“ auf die „Glosräas“ und sind glücklich, wenn sie mit schwererem Gepäck heimkehren können. Denn das Bargeld ist rar, und oft ist man froh, für das bißchen bunte Weihnachtsfreude ein paar Eier, Speck oder Butter, Mehl oder Brot bei mitleidigen Bauern eingetauscht zu *haben. Die Not daheim ist groß. Und der hungrigen Schnäbel sind viele.*

•

Die einst so blühende Industrie in den Thüringer Waldgemeinden liegt vollkommen darnieder. Die Konkurrenz der ausländischen Spielwarenfabriken, die während des Krieges und in den Nachkriegsjahren wie Pilze aus der Erde wuchsen, war ein schwerer Schlag. Amerika, das früher mit Vorliebe deutsche Spielwaren und namentlich deutsche Puppen abnahm, machte sich während des Krieges, als der deutsche Export fehlte, selbständig. Diesen Verlust wieder zurückzuerobern, ist die deutsche Spielwarenindustrie niemals wieder in der Lage
So kommt es, daß die Thüringer Heimarbeiter, die schon vor dem Kriege sich für ihren Lohn nicht viel irdische Güter erstehen konnten, heute, wenn überhaupt noch Arbeit vorhanden ist, sich mit unglaublich niedrigem Verdienst begnügen müssen. Der Lohn eines Heimarbeiters beträgt bei 60stündiger Arbeitszeit wöchentlich kaum 4 Mark. Und wenn in der Porzellanbranche mehrere Familienmitglieder eine ganze Woche Püppchen bemalen, so ergibt das ganze anderthalb oder zwei Mark!

•

Eine tiefe Tragik liegt über dieser Werkstatt des Weihnachtsmannes: Ein Landschaftsidyll sondergleichen, herrliche waldumrauschte Höhen und verträumte Täler, und in grausamem Gegensatz dazu die bittere Not der bescheidenen, fleißigen Bevölkerung Eine Industriegegend mit immer mehr absterbender Industrie Und als unausbleibliche Folgen: seelische und körperliche Schäden, die wie ein altes Krebsleiden mit grauenhafter Schnelligkeit um sich greifen.
Rührend und bewundernswert zugleich, mit welcher Liebe man hier, aller grausamen Bitternis des Alltags zum Trotz, an der Heimat und ihren grünen Wäldern hängt. An dieser kärglichen Scholle, deren steile Aecker nur mit der Hand bearbeitet werden können und der einzigen Frucht, in mühseligster Feldarbeit gewonnen, nichts als Kartoffeln und immer wieder Kartoffeln sind; denn der Winter kommt früh und geht sehr spät.

Rätsel

Silben-Versteck-Rätsel:

Dessau, Neujahr, Eskorte, Verletzung, Agnate, Stundenlauf, Demut.

Von jedem dieser Wörter ist eine Silbe herauszunehmen, um den Anfang eines bekannten jetzt zeitgemäßen Liedes zu bilden.

Umwandlungs-Rätsel:

Nachstehende 11 Wörter sind durch Veränderung ihres Anfangsbuchstabens in ebensoviel Wörter von anderer Bedeutung zu verwandeln: Korn Eden Halm Dora Ober Plan, Amme, Kahn, Oder, Geld Dose Bei richtiger Lösung machen die neugewählten Initialen einen mit frohem Hoffen begrüßten Ankömmling namhaft.

Auflösung des Uhrenrätsels:
Tannenzweige

Auflösung des Viereck-Rätsels:
= Schnupfen.

Richtig gelöst: Jul. Grimmer, Karlsruhe. Friedr. Hörnel jr., Karlsruhe.

Verantwortlich: S. Grünebaum, Karlsruhe.

Weihnachtsnummer

Die Mußestunde

52. Woche Karlsruhe, 24. Dezember 1932 52. Jahrgang

Edmund Finke:

Weihnacht

Weihnacht! Was ist das noch? den braven Kleinen / ein unbegriffenes Geschenk, ein Baum, / und sollte doch die Herzen so vereinen, / daß Stern und Trost von einem Himmel scheinen, / der mehr ist als ein deutungsloser Raum.

Du sollst der Mütter denken auf den Gassen, / die obdachlos ihr Haupt auf Holz und Stein / zur Ruhe betten und so gottverlassen / mit ihrem Kinde sind, daß sie die Erde hassen / und dich und sich und den verlogenen Schein.

der Lichter zwischen aufgeputzten Fichten, / von denen keins so überirdisch brennt / wie die Laterne vor dem armen schlichten / Büblein im Stall . . . von dem sie wo berichten, / daß man es Güte, Liebe, Frieden nennt.

Franz Trescher:

Die Geburt

Damals waren viele Fremde in der Stadt, in die der Kaiser zur Schätzung gerufen Die Herbergen und Schenken waren voll, übervoll. Selbst noch auf dem Markt, auf nackter Erde, hatten welche sich gelagert und die Hausväter hatten Weithergereiste aufgenommen, die dem Gebot des Kaisers folgend hiehergekommen Und ganz plötzlich war nun vor Nacht der große Sturm gekommen. Er riß an den Fensterläden und stieß gegen die Türen, klapperte mit den losen Schindeln, schrie und seufzte um die Häuser und erfüllte mit Schrecken und Besorgnis die Menschen. In der Fremdnis wird den Menschen alles seltsam und schwer und sie müssen der Heimat gedenken und all dem, was hinter ihnen liegt Mit den vielen Fremden in ihrem Schoß, war es deutlich, daß die Stadt vor dem seltsamen nächtlichen Ereignis verzagte
Mit Ungeduld harrte die vom Sturm eingeschlossene Stadt dem Morgen entgegen der nicht empordämmern wollte In den Herbergen schwollen die Seufzer unruhig warfen die Schlafenden sich von Seite zu Seite Frauen schrien aus dem Schlaf und es waren Schreie wie von Kreißenden. Größere Knaben, die, um ihre Mannhaftigkeit zu erweisen, sonst auch in großer Gefahr standhaft blieben, begannen zu weinen, unter den wachenden Männern gingen seltsame Reden... Draußen ging mit unverminderter Kraft der Sturm.
Karawanen, die später am Tage eintrafen und die durch die ganze Nacht unterwegs gewesen, brachten die Kunde mit, daß der Sturm, der aus den Bergen herübergekommen, seltsam warm gewesen sei, wie es um diese Jahreszeit verwunderlich wäre, wenn nicht sogar ein Wunder. — Die Bergwinde waren kalt und rauh und noch nicht vor Langem waren in ihnen, in einer Nacht, etliche Wanderer umgekommen....
In dieser Nacht, die so voll Rätsel war, sei am Himmel kein einziger Stern gewesen, bis auf die Stunde, so wurde später erzählt, da der Sturm sein Ende genommen — ebenso rasch und überraschend, wie er gekommen war. In der Finsternis habe nur die Erde eigentümlich phosphoreszierend geleuchtet, so daß alle Wege sichtbar blieben, die zur Stadt führten.
Das Volk war damals in großer Unruhe. Schon über ein Jahr hing am Himmel ein Zeichen, das Schrecken verbreitete Dürren waren im Land gewesen und unter dem Druck der Soldaten des fernen Kaisers seufzte Bürger und Bauer Haufen von Bettlern zogen durch die Landstriche und unter ihnen standen etliche auf, die vom Geist ergriffen waren in Zungen redeten und den baldigen Untergang prophezeiten. Gerüchte von seltsamen Ereignissen verbreiteten sich mit großer Schnelligkeit und Botschaften flogen von Ort zu Ort — es waren meist falsche Gerüchte, die nur der Einbildung und der allgemeinen Erregung entstammten trotzdem begannen aber viele, die von ihnen hörten an sie zu glauben, mochten sie auch alle Siegel des Unwahrscheinlichen tragen.
Als der Tag über der Stadt anbrach, ein unselig trüber und trauriger Tag, — der Sturm hatte vor Morgengrauen sich gelegt — strömten nun die Menschen auf die Straßen. Auf dem Markt hatten die Töpfer ihre Buden Sie waren vom Sturm umgerissen worden — soweit aber auch das Gut auf den Boden hingestreut lag, nichts davon war zerscherbt. Von diesem Ereignis verbreitete sich *rasch die Kunde. Es schien den Menschen,* die sich durch die Straßen zu dem Markte drängten, als müsse nun bald etwas sich ereignen, das Antwort auf das Grauen der vergangenen Nacht böte, etwas, das unerhört sei — vielleicht auch Furchtbares... doch wünschte jeder, daß es bald geschehen möge, rasch, damit die seltsame Begierde nach dem Unbekannten, die sie alle erfaßt, ein Ende habe. Von Unrast getrieben, hastete das Volk durch die eng gedrängten Gassen — es hätte aber keiner angeben können, was geschehen sollte und was die Herzen mit solch rätselhafter Unruhe erfüllte
Auf dem Markt stand einer auf und begann zu reden. Solche Reden und solche Redner hatte man schon viele gehört, man achtete des Mannes nicht sehr. Es war kein Schriftgelehrter, sondern einer aus dem Volk. Es gab viele damals, die plötzlich das Wort in sich fühlten Der Mann schrie über die Gelehrten und falschen Hüter des Worts, über die Sitten der Reichen und die Not der Armen (sie war groß damals). Der Mann war bleich und hager — man wußte später, daß er großen Hunger gelitten — schwer und ungefüge stürzten die Worte aus seinem Mund. Er schrie über die Landverderber und Volksauszieher und über das Kriegsvolk. Da er auch gegen den Kaiser zu eifern begann und in seiner plumpen Bauernsprache vom Messias und seinem Reich schrie, stießen ihn die Legionäre hinweg und setzten ihn gefangen. Das Volk murrte, aber es widersetzte sich nicht, es hatten auch nur wenige auf Jenen gehört. Er wurde geschlagen und dann wieder frei gelassen.
Es geschah sonst nichts mehr. Später am Tage beruhigten sich auch wieder die Menschen Aengstliche zwar, beeilten sich, sich abschätzen zu lassen, um von dem Ort, an dem sie so schmerzliche Unrast getroffen, fortzukommen. Später konnte keiner sich erklären, woher das schwere Gefühl gekommen, das so allgemein gewesen und dabei so hart zu tragen wie ein böser Traum Man schrieb es der großen Unruhe zu, die damals im Volk war.
Am Nachmittage, als die Menge sich wie immer vor dem Hause drängte, in dem die Schätzung vorgenommen wurde, erzählte einer, daß, während der Sturm gewütet, in einem Stall vor der Stadt eine Nazarenerin ein Kind geboren habe. Einen Knaben. Ein armes Weib.

Franz Trescher.

Das Kind von Bethlehem

Wie war es in jener heiligen Nacht?
Es wurde ein Kind zur Welt gebracht,
Blutig und bloß
Und hatte kein Heimstatt als seiner Mutter Schoß.

Ein Stallicht schien ihm das Licht der Welt,
Es war ihm kein Bette bestellt —
Es ward geborgen in Reisig und Stroh
— Und war das Kind der Welt?
Laßt sein es trügt das Wort!
Es ist nicht Bethlehem der Ort
Und kein Stern wurde froh.
Die Krippe — steht irgendwo —

Und steht in der ganzen Welt —
Die Kinder der Armen werden so
Hinausgeboren ins Feld, ins Stroh,
Blutig und bloß
Und haben kein' Heimstatt als ihrer Mutter Schoß.

F. T.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ernst Lothar:

Psychologie des Schenkens

Ebenso, wie es Menschen gibt, die das Talent zu den sogenannten großen Dingen nicht besitzen, so gibt es Menschen — unvergleichlich viel mehr, als man glaubt —, denen es am Talent zu den Kleinigkeiten gebricht: am Talent zum Leben, das, wenn man es richtig nimmt, aus nichts als einer Summe von Kleinigkeiten besteht, winzigen, absurden, lächerlich nichtigen Dingen. So nichtig, sie sind, so viele sind ihrer. Und im Leben entscheidet nicht die Einzahl, sondern die Masse.

Zu diesen Dingen, die man, weil sie gar so unwichtig scheinen, auf die leichte Achsel zu nehmen pflegt, gehört das Schenken. Was ist das: Schenken? Wie einfältig solche Frage! Jedermann weiß das doch. Man geht in irgend einen Laden, hält Umschau, handelt ein bißchen, bezahlt, nimmt ein Paket entgegen oder sagt: „Schön. Und nun schicken Sie das bitte da und da hin". Basta. „Schenken", definiert der römische Jurist, „ist die unentgeltliche Hingabe einer Sache mit dem darauf gerichteten Willen". Der römische Jurist und der Mensch von jetzt, der in einen Laden geht, ein bißchen Umschau hält, ein bißchen handelt und dann bezahlt: sie irren beide.

Schenken ist nicht die Hingabe einer Sache. Schenken ist die Hingabe einer Person. Dazu gehört Talent, das Talent der Phantasie. Wie sehr es im Leben an der Phantasie liegt, ja, daß es in den entscheidenden Fällen beinahe ausschließlich auf sie ankommt: auch darüber gibt man sich fast niemals Rechenschaft. Man sagt wiederholt und überzeugt von einem Menschen: er sei herzlos. Aber das ist er zumeist garnicht. Ihm fehlt nur die Phantasie. Ihm fehlt die Kunst, sich etwas vorzustellen; er vermag es nicht, sich zur Einbildung zu erheben, zu jenem höchsten menschlichen Begriff, den die Sprache mit einer fatalen Ironie zugleich zu einem ihrer tiefsten sinken läßt.

Zum Schenken gehört das Talent der angewandten Phantasie. Wie unerhört leicht die Menschen sich die Sache machen, wie plump sie dabei sind! In neunzig von hundert Fällen fragen sie die, denen sie etwas schenken wollen, zuvor ganz sachlich: „Also jetzt sage mir einmal, was du dir eigentlich wünschst?" Der Gefragte antwortet. Er antwortet auf diese immer ein bißchen unzarte, immer ein bißchen peinliche Frage, wie man eben auf unzarte oder peinliche Fragen antwortet: nebenbei, um möglichst rasch wieder davon loszukommen. Und meistens antwortet er daher nicht einmal die Wahrheit, da es ihm unbescheiden vorkommt, dem andern so geradezu ins Gesicht zu sagen: „Das kaufe mir!" Schon der Anfang war also falsch. Auch die Fortsetzung ist es oft. Denn nun hält sich der Schenker akkurat an den Wunsch, den er gehört hat. Nicht eine Spur Zweifels streift ihn, ob nicht etwa Rücksicht für ihn da mitgesprochen hat: nein, akkurat, wie ein Pensum, das man erledigen soll, geht er von Laden zu Laden, bringt einen Strich auf seinem Kommissionszettel an. . . . Weil man aber eine Affaire draus macht, gelingt es einem so schlecht, eine Freude daraus zu machen. Und weil man sich über Qualität und Quantum der Freude mit dem zu erfreuenden vorher exakt geeinigt hat, geht die Magie des Geheimnisses verloren.

Diese Magie des Geheimnisses darf man nicht brutal zerreißen. Und man darf noch ein zweites nicht: sich des Wortes „überflüssig" erinnern. Wer schenken will, muß dieses Wort wegweisen wie einen Feind. Wer schenken will, muß dem Notwendigen irgendein Stückchen Ueberflüssiges zulegen. Denn auch das Ueberflüssige gehört zum innersten Wesen der Freude, die sich, als der wache Traum, der sie ist, an die Dinge außer dem Tage klammert, von ihnen hingerissen und berauscht. So anders ist das Ueberflüssige, so herrlich neu und ermutigend: es jauchzt mit hundert Farben, mit leichten, schönen Linien, mit dem Duft, mit den tausend Lockungen des Ungefährs: göttlicher Gegensatz zum Gewohnten. Aber davor gerade flieht die Freude: vor dem Gewohnten. Vor der braven, nüchternen, vorgeteilten Portion, vor all dem, was man auswendig weiß, was seinen unveränderten Platz und seine Stunde hat und wovon nichts ausgeht als bleiern ödes Einerlei.

Wer das für eine Gesdfrage hält, der irrt. Es ist, auch das, nur eine Talentfrage. Um einem andern Freude einzukaufen, muß man nicht reich sein (wer wäre das heute, wo man jeden Groschen zu Rate zu halten hat!), sondern man muß sich nur ein bißchen Mühe geben, den andern zu — erraten. Immer noch haben die Kinder aus dem Berg von funkelnden, geschmückten Sachen irgendein dummes, wohlfeiles Etwas herausgeholt — das, und nicht der funkelnde Berg war die große Freude. Warum? Weil es mit ihnen selbst zusammentraf, weil es ein armseliges Ding war, das sie bemitleiden und trösten konnten, oder bloß, weil es ein schiefes Zöpfchen hatte, das sie lachen machte . . . es fand sich in ihnen durch dieses dumme, wohlfeile Ding etwas nahe angerührt. Auch die Leute, die sich für erwachsen halten, unerachtet sie im Punkt der Freude nie älter als ihre kleinen Kinder werden, haben solch einen geheimen Zusammenhang, der ihnen zur Freude wird. Man muß ihn nur zu finden wissen. Heute, in einer Freudlosigkeitsepposhe sondergleichen, mehr denn je.

Und man muß, wenn er gefunden ist, zu geben wissen. Manche Schenker haben mit ihren Geschenken die geheimsten Wünsche erraten und bringen trotzdem keine Spur von Glück zuwege. Sie geben so schlecht! Sie machen es dem Beschenkten so schamlos schwer. Sie stehen da wie Zuschauer vor ihrem bezahlten Theatersitz und warten nun, daß die Produktion beginne, die sie für all ihre Mühe und ihr Geld durch eine prompte Gegenleistung an Freude und Dankbarkeit entschädigen soll. Und sie warten ungeduldig, lassen dem andern nicht einmal die Zeit, die die Scham braucht, um aus den unaufhörlichen Zimmern des Dunklen die blendende seltene Schwelle zum Glanz zu übertreten; jede ihrer Mienen trumpft auf: „Na, . . . was sagst du! Ist das nicht prachtvoll! Bin ich nicht seelengut?" Viele tun ein übriges und preisen die geschenkten Ware ausdrücklich an: „Da mußt du mal sehen, wie weich der Stoff ist! Nimm das in die Hand! Wie das glänzt . . ?"

Nein. Es glänzt garnicht mehr, es löscht im selben Augenblick aus. Diese fordernden Schenker ahnen nicht, wie behutsam man beim Schenken sein muß, da das Schenken auf Schritt und Tritt von der Gefahr der Beschämung, vom Gift der Demütigung so bitter bedroht wird; sie ahnen nicht, daß die Wohltat nur dann eine ist, wenn man ringsum alles sorgfältig wegräumt, was sie als Tat erscheinen läßt. Und sie spüren garnicht, wie sie überfordern, da sie noch einen Anspruch zu haben meinen, während sie doch durch die Erlaubnis, Freude zu bereiten, maßlos überzahlt sind! Wer geschenkt hat, hat keine Forderung mehr. Darum trete er beiseite.

Heinz Junkermann:

Europäische Weihnachtssitten

Wie das Weihnachtsfest in allen Ländern die gleiche Wurzel hat, nämlich die Feier der Wintersonnenwende, finden wir überall die gleiche Entwicklung und die gleichen Bräuche. Aber sie sind vielfach abgewandelt, wie sich die Sprache der Menschen, wie sich die Menschen selbst im Laufe der Jahrhunderte gewandelt haben, dem Landstrich angepaßt und mit fremden Sitten vermischt.

Julklotz und Truthenne

In Frankreich ist am Weihnachtsabend der Julklotz der Mittelpunkt des Festes im Hause. Er bedeutet das ewig grünende und lebende Wort Christi. Aber es gibt über dreißig verschiedene Arten von Julklotzen in Frankreich, und ebenso viele Bezeichnungen. In jeder Provinz heißt er anders. Einmal stammt er von einem Obstbaum, ein andermal von einer Eiche, ein drittes Mal muß er von einer vom Sturm gefällten Tanne stammen. Wenn die Weihnachtsglocken zu läuten beginnen, wird er mit Weihrauch besprengt und angezündet, die Winternacht zu erhellen. In anderen Gegenden wird er mit Milch und Honig bestrichen.

Die Hauptfeiertagstunde bildet da Frankreich vorwiegend katholisch ist, die Weihnachtsmesse, die um halb zwölf Uhr nachts beginnt. Nach der Messe, die in den ländlichen Gegenden um eine Krippe herum abgehalten wird, wird ein nächtliches Mahl verzehrt. Man ißt eine dicke Suppe mit Schweinsohren als Zugabe. In manchen Provinzen bleibt man so bis zum Morgengrauen beisammen.

Eine besondere Rolle spielt auch das Weihnachtsgebäck, das überall nach einer besonderen, alten Vorschrift bereitet wird und das man mit in die Kirche nimmt, um es segnen zu lassen.

Während des Tafelns pflegt man sich alte Legenden zu erzählen. Den Hirten liegt es ob, gleich nach der Messe das Vieh zu füttern und zu tränken. Sie wissen danach von Verkündigungen zu sprechen, die aus dem Mund von Ochs und Esel kamen. Die Schafe preisen die Unschuld des Jesuskindes. Dieser Glaube ist merkwürdig mit der Sehnsucht nach irdischen Herrlichkeiten verknüpft: wer die Sprache der Tiere hört und versteht, soll im kommenden Jahr einen Schatz finden. Einen Schatz aus Gold oder Silber: er kann aber auch aus himmlischer Seeligkeit bestehen.

Immerhin findet man diesen Wunderglauben und diese Legenden nur noch in den abgelegensten, stillsten Dörfern. Aber in den alten Chroniken Frankreichs ist er überall nachzulesen, und auch, wo man sehr modern geworden ist, vergißt man nicht, am Weihnachtsabend von den Wundern von früher zu sprechen und zu träumen.

In der französischen Großstadt ist die Suppe mit den Schweinsohren zur gefüllten Truthenne geworden, die in den Restaurants verspeist wird. Man bekommt sie in der einlachsten wie in der teuersten Aufmachung und Zubereitung, in den feinen Lokalen sind die Tische Wochen im voraus „ausverkauft", die Preise auf den Speisekarten haben sich vervielfacht.

Die Bescherung pflegt am Weihnachtsmorgen vor sich zu gehen. Die Mädchen und Knaben haben am Abend vorher ihre Schuhe für den „Père Noel", den Weihnachtsmann, bereitgestellt und stürzen im Morgengrauen gespannt zum Ofen, um nachzuschauen, was er gebracht hat.

Julklapp und Julglögg.

In Schweden beginnt man schon etwa zehn Tage vor dem Fest mit den Feierlichkeiten. In den Hauptstraßen der Städte hängen Tannengirlanden, auf dem Marktplatz steht ein Weihnachtsbaum, wie wir es in den letzten Jahren auch in Deutschland kennen. Das Fest selbst ist ein reines Familienfest, die Restaurants liegen einsam da.

Hinter zugehängten Fenstern steht der Weihnachtsbaum, auf dem Tisch sind Geschenke aufgebaut und die Kinder singen Lieder — ganz wie bei uns. Nach dem Essen wird ein würziger Glühwein getrunken, der „Julglögg". Die Weihnachtsgeschenke werden vielfach, in ulkige Verpackungen getan, am Vorabend des Festes zur Tür des Adressaten hineingeworfen, wobei der Ruf „Julklapp" erschallt. Diese Sitte findet man — Deutschland und die skandinavischen Länder haben auch hier Berührungspunkte — oft auch bei uns: eines der Familienmitglieder muß bestimmt ein winziges Geschenk, eine Brosche zum Beispiel, aus einem riesigen Wirrwarr von Kisten und Papier ausbuddeln.

Fröhliches altes England.

Nur in England feiert man das Fest weniger in der Familie und meistens sehr heiter. Der zweite Feiertag dient sogar dem Sport. Es führt offiziell den Namen „Boxtag", und die Londoner ziehen allesamt nach Hampsted Heath hinaus, um diesem Sport zu huldigen. Am ersten Feiertag fehlt in keinem Haus der Mistelzweig. Jedes Paar, das unter ihn zu stehen kommt, muß sich küssen. Auch der Mistelzweig ist ein altes Zeichen aus der Heidenzeit, ein Wahrzeichen für die Wiedergeburt der Sonne ... Als Weihnachtsessen spielen der Truthahn und der Plumpudding eine große Rolle.

In Spanien.

Der Julklotz ist im übrigen von Skandinavien nicht nur nach Frankreich, sondern bis nach Süditalien gedrungen. Man zündet dort einen großen Holzblock auf dem Herd des Hauses an und läßt ihn mehrere Nächte hindurch brennen.

Ein Fest des südlichen Essens, Trinkens und Vergnügens ist das Weihnachtsfest in Spanien. Die Menschen sind nicht durch Kälte und Schnee in ihre Stuben gebannt. Sie strömen, wie zu jedem kirchlichen Fest in südlichen Ländern, durch die Straße, die Frauen hängen ihre Teppiche und Spitzendecken zum Fenster oder den Balkons heraus. Auch die Spanier gehen nach einem reichlichen Essen, das wie in Frankreich in den Restaurants eingenommen wird, zur Mitternachtsmesse in die Kirche. Nach der Messe aber geht es wieder zurück in das Gasthaus und bis gegen den Morgen ist man fröhlich bei Musik und Wein beieinander.

Auf dem Balkan.

Wie in Frankreich der Wunderglaube um die Weihnachtszeit blüht, findet man ihn auch in anderen Ländern. In Skandinavien umwindet man die Obstbäume mit Stroh, bestreut die Aecker mit Stroh und füllt die Ställe damit. Alles zum Schutz gegen die bösen Geister! In Belgien werden die Obstbäume mit dem Beil angekerbt. Das soll einen guten Ertrag für das nächste Jahr bringen. Auf dem Balkan meint man, daß ein in den Nächten vom 24. Dezember bis 6. Januar geborenes Kind hoffnungslos dem Bösen verfallen sei: es wird ein Nachtwandler werden! Immerhin gibt es ein Schutzmittel dagegen: man muß die Haustüren mit Kreuzen bemalen, der Priester muß die Türschwelle segnen und mit Weihwasser besprengen.

Wir kennen diese Dinge auch bei uns, wenn auch meistens nicht auf die Weihnachtszeit bezüglich, sondern auf Walpurgis. Es besteht kein Zweifel, daß jedesmal die Urzeit-Angst des Menschen vor den dunklen Gewalten der Natur zugrunde liegt. Auch bei uns spricht man auf den Dörfern von den „wilden Jägern", die in den „zwölf Nächten" durch die Luft brausen. Die Mütter haben diesen Glauben mit in die Städte gebracht, und noch die modernsten Großstadtkinder passen in den zwölf Nächten — vom 24. Dezember bis 6. Januar — genau auf, was sie träumen: es geht in Erfüllung, jede Nacht bedeutet einen Monat, man kann genau nachrechnen . . .

Alice Stein-Landesmann:

Glückliches Ende zu Weihnachten

Nichts war Rossius so zuwider wie Sentimentalitäten: und was war dieser ganze Weihnachtsschwindel anderes als eine Ueberrumpelung des Gemüts, als ein Spekulieren auf Kindheitserinnerungen

Aber er ließ sich von diesem Schenkfieber nicht anstecken — er hatte sowohl die Wirtschafterin wie den Diener daran gewöhnt, bereits am 1. Dezember ihr doppeltes Gehalt in Empfang zu nehmen. Damit war jede Gefahr beseitigt, nochmals an irgendeine derartige Verpflichtung, an die Feiertage überhaupt, denken zu müssen.

Alle Beziehungen zu Menschen ermüdeten ihn auf erschreckend rasche Weise. Aber Goethe gab immer wieder Glück, Keller sorgte für Behagen, Fontane schuf Erholung, und Dickens war Quelle der Heiterkeit — es wäre ein Unsinn gewesen, lebendige Menschen zu bemühen!

Wie selten verspürte Rossius Sehnsucht nach menschlicher Wärme! Selbst Eros schien eingeschlafen in diesem Hause — Rossius stellte mit ironischem Lächeln fest, daß heut, am 24. Dezember, sein Mönchtum bereits ein volles Jahr andauerte —, und dabei war das letzte Abenteuer ein besonders anmutiges gewesen —

Als Rossius vor zwanzig Jahren bei einer Eisenbahnkatastrophe Eltern und Schwester verlor, schien ihm dieses Geschehen so bestimmend, daß sich der angeborene Hang zur Einsamkeit nur bewußt in ihm verstärkte. Er blieb gewappnet gegen alle Lockungen rascher Verliebtheit — er haßte jede Gewöhnung. — So überließ er sich nur mit Widerstreben dem Gefühl, das ihn zu Bettine hinzog: die Jugend und Unverbrauchtheit der kleinen Bibliothekarin, die wichtige Erstausgaben bei ihm einsehen wollte, berührten ihn äußerst wohltuend. Zu seinem eigenen Staunen bat er sie, wiederzukommen — sie sagte freudig zu —, sie war weder kokett noch diplomatisch. Bettine verstand, zuzuhören — denn Rossius entdeckte nun manchmal ein Bedürfnis in sich, aus der Fülle seines Wissens mitzuteilen —, sie brachte ihm die Stichworte, sie hatte eine freimütige Art, ihm gelegentlich zu widersprechen, die ihn anregte. — Allmählich wiegte er sich in Sicherheit: es gab also eine unerotische, nur geistige Beziehung zwischen einem 38jährigen Manne und einem hübschen Mädchen von vierundzwanzig — ausgezeichnet. Rossius war zufrieden. Bis der Weihnachtsabend kam — Ohne an die Bedeutung des Tages zu denken, hatte Rossius sie gebeten, den 24. Dezember bei ihm zu verbringen. Ihm fiel auf, daß sie festlicher gekleidet war — er fand sie besonders reizend! Sonst war alles wie gewöhnlich: das gepflegte Menü am schön gedeckten Tisch, dann Zigaretten und Mokka am Kamin —, hierauf schälte sie ihm einen Apfel wie immer — — Gegen Mitternacht wandte Bettine sich lächelnd zu ihm: „Mein erster Weihnachtsabend ohne Christbaum —, das ist mir ganz sonderbar!" Ihre warmen Augen leuchteten ihn an, er fühlte Bedauern, daß er diesem lieben Geschöpf nicht irgendeine Freude bereitet hatte. Aber sofort kam ihm die Inkonsequenz seiner Empfindung zum Bewußtsein: „Sie haben hier gewiß „Stille Nacht, Heilige Nacht" erwartet, wie? Bescherung, Lichterbaum, Choral? Sie sind enttäuscht? Ihre bürgerliche Seele lehnt sich auf?"

Bettine sah ihn erschrocken an. Sie legte ihre Hand mit einer unendlich keuschen, aber doch frauenhaft-weichen Bewegung auf seinen Arm und sagte: „Weshalb sprechen Sie so? Sie wissen doch, daß ich nirgends so glücklich bin, wie hier!"

Rossius hielt diese vertrauende Hand fest. Dann wanderten seine verwunderten Augen zu dem rot überhauchten Gesicht empor, und nun küßte er diesen lieben, lockenden Mund. Es war gegen drei Uhr morgens, als er Bettine nach Hause brachte: sie trennten sich mit einem Blick liebevollen Vertrauens. —

Dann kam der andere Tag: Erwachen. Ernüchterung. Bedenken. Furcht vor der Bindung. Hemmungen, die sich bis ins Krankhafte steigerten —, noch am Abend reiste er fort, ohne Angabe eines Ziels: Flucht! — Er war sich seiner Feigheit bewußt. Wäre sein Herz an diesem Geschehen unbeteiligt gewesen, so hätte er keine Bedrückung empfunden; aber es kamen Stunden der Erinnerung die ihn quälten: mit schüchterner Beharrlichkeit schob sich ihr Bild immer wieder vor sein inneres Auge. — Fehlte sie ihm? Sollte sie sich heimtückisch seiner Seele bemächtigt haben, ohne daß er die Gefahr ahnte, die seiner Freiheit drohte? Als gäbe es ein Entweichen vor diesen Fragen, öffnete Rossius die Tür zur Terrasse und trat in den dunklen Garten hinaus: kalter Wind fuhr über den Rasen und bewegte die nackten Zweige der Kastanie —, das alles schmeckte nach Trauer und Einsamkeit —, aber sie tat nicht mehr wohl — — Er stand ratlos, wie nach einer peinlichen Entdeckung: Er sehnte sich nach einem warmen Wort: „— Bettine! Heut ist es ein Jahr, daß du bei mir warst — —!"

Mit einem Satz erreichte er das Telephon auf der Diele, suchte eilig den Namen „Lantz, Bettine, Dr. phil." Sie hatte also inzwischen den Doktor gemacht — famoses Mädel! — Er verlangte die Nummer, wartete ungeduldig.

Nun sagte eine ruhige Mädchenstimme: „Hier Lantz".

Blinzelnd wie ein Schuljunge, der Prügel erwartet, sagte Rossius: „Hier ist Franz Rossius!" — Schweigen —. Er wiederholte bittend: „Fräulein Doktor?"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg